



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rochs, Arthur: Aus dem Lande der Freiheit : die Trinkerfrage und die Prohibitionsbewegung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erreicht hat und in scharfem Konkurrenzkampfe behauptet, ist gewiß ein erfreulicher Erfolg nationaler Arbeit. Aber die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo andere Nationen uns die technische Vollenbung nachgemacht haben, wo sie, durch bessere Produktionsbedingungen, durch billigere Arbeiter und bequemer erreichbares Rohmaterial begünstigt, uns aus dem Felde schlagen werden. Was entscheidet dann? Können wir dann zu allem übrigen Guten, das wir zu bieten haben, noch eine individuelle und unnachahmliche künstlerische Form in die Waagschale werfen, so wird die deutsche Industrie den Ruhm einer wirklichen Kunstindustrie gewinnen, den sie heute leider noch nicht besitzt. Es ist das außerordentliche Verdienst der A. G. G., die Bedeutung dieses Gedankens zuerst im Kerne erfasst und seiner Verwirklichung durch ein mutiges und konsequentes Vorgehen vor- gearbeitet zu haben.



Aus dem Lande der Freiheit

Von Dr. Arthur Kochs

Die Trinkfrage und die Prohibitionsbewegung.



uch in Deutschland gibt es seit geraumer Zeit eine Bewegung gegen den Mißbrauch — wohlverstanden gegen den Mißbrauch — des Genusses geistiger Getränke. Keinem halbwegs vernünftigen Menschen wird es in den Sinn kommen, gegen derartige Bestrebungen auch nur ein Wort der absprechenden Kritik oder gar des Spottes zu äußern — vorausgesetzt allerdings, daß diese Bestrebungen sich auch wirklich im Rahmen der Mißbrauchs- resp. Unmäßigkeitsebekämpfung halten. Man kann sich auch mit den Bestrebungen derjenigen Alkoholgegner und sogar der wirklichen Abstinenten einverstanden erklären, welche ihre Agitation auf die Bekämpfung der Trunksucht und die Rettung der ihr Verfallenen beschränken. Auch wenn Leute, welche außerstande sind, im Genusse geistiger Getränke Maß zu halten, aber Verstand genug haben, diese ihre Schwachheit selbst einzusehen, auf deren Genuß ganz und gar verzichten, dann ist das in hohem Grade lobenswert und man sollte sich hüten, sie deshalb noch zu verspotten. Nur geht das im Grunde genommen niemand etwas an, und diese aus Angst vor der eigenen Schwäche oder aus Abneigung vor dem Alkohol im allgemeinen Abstinenten sollten dann nicht so viel von Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit strotzenden Aufhebens davon machen. Wenn Müller oder Lehmann keinen Barinaschnaster rauchen mögen, wenn sie weder Tabak kauen noch schnupfen, weil ihnen das nicht schmeckt oder weil es ihnen nicht bekommt, so ist das doch für sie noch kein Grund, sich diese Enthaltbarkeit als ein besonderes Verdienst anzurechnen. Noch toller aber wäre es, wenn nun Lehmann und

Müller, weil sie nichts vom Tabak in irgendwelcher Gestalt wissen wollen, nun allen anderen Leuten verbieten wollten, „Schwarzen Reutter“ zu rauchen, „Schmalzler“ zu schnupfen oder „Twist“ zu kauen.

Ausgerechnet das aber ist es, was die amerikanischen Prohibitionisten nicht nur denken, sondern auch tun! Sie tun das, indem sie die Herstellung, den Transport, den Verkauf und den Ausschank aller geistigen Getränke gesetzlich verbieten und mit schweren Strafen belegen. In mehr als einem Duzend der etwa fünfzig Staaten und Territorien der Union ist ihnen dies auch bereits gelungen. Und durch ihre Siege berauscht (so unangebracht diese Wendung auch den Wasserheiligen gegenüber sein mag!) sind sie gerade gegenwärtig am Werke, ihre Herrschaft noch auf eine weitere Reihe von Staaten — besonders im Süden — auszudehnen.

Nun wäre ja eine derartige radikale Bewegung, die bereits große greifbare Erfolge erzielt hat, in einer so tüchtigen und intelligenten Nation, wie es das amerikanische Volk doch ist, gar nicht denkbar und gar nicht möglich, wenn nicht wirklich schwerwiegende Ursachen dafür vorhanden wären. Selbst in den Reihen der Anti-Prohibitionisten gibt es viele, welche zugeben, daß die Übelstände, welche der Alkoholkonsum in seinen verschiedenen Formen nun einmal unleugbar im Gefolge hat, in den Vereinigten Staaten tatsächlich größer und schlimmer sind als vielleicht irgendwo sonst, höchstens mit der abermaligen Ausnahme von England, wo diese Übel noch ganz besonders durch die so häufig vorkommende Trunksucht bei den — Frauen verschärft werden!

An Gründen und Ursachen für diese bedauerliche Tatsache fehlt es ja freilich keineswegs, und die Prohibitionisten würden sich ein Verdienst erwerben und sie würden ein gutes Werk tun, wenn sie gegen diese Gründe und Ursachen selbst ankämpfen wollten, nicht aber gegen den maßvollen Genuß geistiger Getränke an sich. Aber das fällt ihnen gar nicht ein. Ihr Gedankengang schlägt vielmehr eine Richtung ein, die eine solche Stellungnahme von vornherein ausschließt.

Nach der Anschauung der amerikanischen Prohibitionisten ist überhaupt der Trunkenbold, der Gewohnheitsjäufer nicht zu tadeln, nicht zu verachten oder gar zu bestrafen. Sondern: die Schuld, der Vorwurf, der Tadel, die Verachtung und die Strafe haben sich ausschließlich zu richten gegen den Whiskey oder gegen das Bier oder den Wein usw., an dem sich das „arme, bedauernswerte Opfer des Alkohols“ seinen Gelegenheits- oder Gewohnheitsrausch angezecht hat. Es sei denn, daß in zweiter Linie auch noch der Wirt, bei dem es sich in jenen unwürdigen Zustand gebracht hat, außerdem und nebenbei dafür mit verantwortlich zu machen sei. Der Trunkenbold selbst aber ein für allemal und ganz entschieden nicht!

So unsinnig diese Auffassung natürlich auch ist, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß die Form des amerikanischen Trinklokals, des „Saloon“ oder des „Bar-Room“, in der Tat wenigstens einen Teil der Schuld, wenn auch nur einen verhältnismäßig kleinen, an den Übelständen trägt, welche die amerikanischen Trinksitte und -gebräuche, resp. die Unsitten und Mißbräuche, unleugbar im Gefolge haben!

In einem Punkte allerdings muß man die „American Bar“ dem deutschen Publikum, speziell dem Großstadtpublikum, gegenüber noch in Schutz nehmen, selbst wenn man für die wirklichen Schäden und Mängel des amerikanischen „Saloons“ durchaus nicht blind ist. Denn in die wirkliche „American Bar“ kommen ausschließlich nur Männer, und zwar sowohl als Gäste wie auch als „Bar-Tender“, „Mixer“ oder Kellner. Vergeblich würde man drüben in

einem „Saloon“ die unglaublich friierten jungen Damen mit dem stereotypen süßen Lächeln suchen, welche in der überall anzutreffenden deutschen Nachahmung der „American Bar“ die Hauptattraktion zu bilden scheinen. Diese jungen Damen von nicht unerschütterlichen Grundsätzen, welche sowohl im Anmieren, wie auch in der eigenen Leistungsfähigkeit und Trinksfestigkeit das Menschenmögliche leisten sollen, müssen offenbar ausschließlich die Anziehungskraft ausüben, denn das Hölleugebräu, das sie unter allerlei amerikanischen Namen aus greulichen Ingredienzen zusammenmischen, wäre dazu wohl kaum angetan.

Aber auch ohne diese weibliche Anmierung fehlt es dem wirklichen amerikanischen „Bar-Room“ nicht an ganz bedenklichen Schäden. Dahin gehört in allererster Linie die Unsitte des „Treating“ oder des Traktierens — ein ganz allgemein im ganzen Lande betriebener Unfug, im Vergleiche mit welchem alle Abgeschmacktheiten des deutschen akademischen „Comments“ — einschließlich von „Bierjungen“ und „pro poena-Spinnen“, noch recht harmlos und belanglos sind. Wie bei so vielen Untugenden und Mißbräuchen, so handelt es sich auch hierbei um die Übertreibung einer an sich ganz schönen und löblichen Sitte, um die Ausartung eines an sich schönen Zuges im amerikanischen Volksleben, nämlich um den der Gastlichkeit, der Geselligkeit, der Liberalität, des Wunsches, „zu leben und leben zu lassen“. Aber zu was für greulichen und abscheulichen Mißbräuchen hat das geführt.

Man ersetzt am besten hierbei langatmige theoretische Auseinandersetzungen durch ein praktisches Beispiel aus dem alltäglichen Leben!

Also: Es ist ein heißer Vormittag. Ich habe etwas auf der Post zu tun gehabt und befinde mich auf dem Rückwege zum Bureau, zur „Office“. Da verspüre ich starken Durst und beschließe, um ihn zu löschen, in einen „Saloon“ zu treten, an dem ich vorbeikomme und — an der „Bar“, dem Schanktische stehend — ein kleines Glas Bier zu trinken, einen „Schnitt“, für den man hierzulande, auch noch nach dem Preisaufschlage, höchstens 10 Pfennig zu bezahlen hätte. Aber, o weh! Sobald ich die nur die Mitte der Türöffnung quer ausfüllende Klapptür geöffnet habe, bemerke ich, daß schon drei mir bekannte — wenn auch nur ganz oberflächlich bekannte — Herren an der „Bar“ stehen, Mr. Smith, Mr. Jones und Mr. Brown. Letzterer hat soeben drei Glas Bier bestellt. Sobald er mich erblickt, grüßt er kurz, aber höflich und ruft mir zu: „Glad to see you!“ „Freue mich sehr, Sie zu sehen“ „come on and take one with us!“ „Trinken Sie ein Glas mit uns!“ Würde man nun diese freundliche Einladung ablehnen, so würde man sich dadurch einer ganz gräßlichen Beleidigung schuldig machen.

Ich habe es in einer kleinen Stadt im westlichen Texas erlebt, daß eine Ablehnung von seiten eines der Landesbräuche noch unkundigen arglosen Fremden diesen um Haaresbreite das Leben gekostet hätte. Es handelte sich dabei allerdings um einen Cowboy, der nach monatelanger harter und entbehrungsreicher Arbeit vom Rancho in die Stadt gekommen war, den das ungewohnt viele Geld, das er „gezogen“ hatte, drückte und der nun in seiner „Seid umschlungen, Millionen“-Stimmung den unwiderstehlichen Drang verspürte, die ganze anwesende Gesellschaft zu traktieren, „to treat the whole crowd“ — Bekannte sowohl, wie auch die völlig Unbekannten. Nur mit großer Mühe gelang es uns damals, den etwas — aber keineswegs stark — angeäußelten Cowboy davon zu überzeugen, daß der arglose Fremde, der „Grüne“, der es abgelehnt hatte, mit ihm zu trinken, — „Ich kenne ja den Mann gar nicht einmal!“ hatte der Unglücks Mensch gesagt, — es wirklich nicht böse gemeint

habe und daß er ihn wirklich nicht beleidigen wollte, um ihn dazu zu bewegen, sein bereits gelockertes Schießfeßen wieder in die Tasche zurückzustecken. Um die Abwesenheit jeder bösen Absicht zu beweisen, mußte der inzwischen einigermaßen eingeschüchterte Fremdling aber gleich noch zwei mit dem Cowboy trinken. Sonst hätte es doch noch Krakehl gegeben! Soweit wird es ja wohl in solchen Fällen nur noch im Westen kommen, der aber auch schon lange nicht mehr den Namen des „Wilden“ verdient, aber sehr große Unannehmlichkeiten kann man sich durch eine solche Ablehnung selbst noch in St. Louis, Chicago oder sogar New York aussetzen.

Doch nun zurück zu unserem aus dem Leben gegriffenen Beispiel! Also die von Mr. Brown nunmehr bestellten vier Gläser sind vor uns hingestellt worden, aber noch ehe ich mein Glas geleert, hat Mr. Smith dem in schneeweißem Pikeejackett prangenden Barkeeper zugerufen: „Another round, Sir, please!“ „Bitte, noch eine Runde!“ Und nur wenige Minuten später erfolgt dieselbe Bestellung von seiten des Mr. Jones. Nun ist aber dem ungeschriebenen Sittenkodex zufolge die Reihe des Traktierens an mir, wenn ich nicht etwa in den argen Ruf kommen will, ein „dead beat“, ein „Massauer“, zu sein! Eben aber habe ich bestellt, da treten noch vier Herren ein — ich kenne sie zwar alle noch nicht, aber sie sind mit Jones und Brown bekannt und Brown stellt sie mir vor als die Herren Jenkins, Harris, Sullivan und D'Hara. Wenn ich nun nicht als rettungsloser Tölpel gelten will, der nicht die geringste Ahnung davon hat, was sich schickt, so habe ich sie einzuladen: „Please, join us, gentlemen!“ „Bitte, schließen Sie sich uns an!“, eine Bitte und Einladung, die selbstverständlich angenommen wird, worauf — ebenso selbstverständlich, meinerseits die Frage zu folgen hat: „Was nehmen Sie?“ Jenkins und Harris begnügen sich mit Bier, aber Sullivan und D'Hara, als echte Söhne der grünen Insel, ziehen Whiskey vor. Nun, nachdem „meine Runde“ vertilgt ist, glaube ich mich empfehlen und wieder meinen Geschäften nachgehen zu können. Aber nun erweist sich, daß Mr. D'Hara sehr beleidigt sein würde, wenn ich schon gehen wollte, da wir uns doch kaum erst kennen gelernt hätten. Nachher aber fragt Mr. Sullivan ganz gekränkt, warum ich denn gerade mit ihm nicht trinken wolle. Und so weiter und so weiter. Und das Resultat davon ist: anstatt des einen Glases Bier, das ich ursprünglich trinken wollte, habe ich nolens volens deren acht trinken müssen. Für das eine Glas hätte ich fünf Cents, gleich 20 Pfennig, auszugeben gehabt, so aber habe ich für meine „Runde“ 6 mal 5 Cents für Bier, also 1 Mark 20 Pfennig, und 25 Cents für zwei Gläser Whiskey — das Glas zu 15 Cents oder 60 Pfennig, aber zwei Gläser für einen „Quarter“, d. h. Vierteldollar, gleich eine Mark —, also zusammen 2 Mark 20 Pfennig, ausgegeben. Außerdem habe ich anstatt der beabsichtigten paar Minuten über eine Stunde Zeit versäumt, habe mir den Appetit für das Mittagmahl verdorben und mich obendrein auch noch über all diesen leidigen Zwang geärgert! So kommt's aber, daß dieses entschieden törichte System schließlich nicht einmal denen in Wirklichkeit Vorteil bringt, in deren Interesse es erfunden und eingebürgert worden zu sein scheint: nämlich den Wirten! Denn der vorsichtige und verständige Mann, dem diese Form des Zwanges natürlich ebensowenig behagt wie jede andere Art der Vergewaltigung, wird es daher vorziehen, den Besuch des „Saloons“ ganz und gar zu vermeiden und sich auf seinen Klub beschränken, wo er sich dagegen wehren kann.

Alle Versuche, diesem übrigens ganz allgemein als unsinnig erkannten Treat-System den Garaus zu machen, haben sich bisher als ganz fruchtlos

erwiesen — auch die Gründung von Anti-Traktier-Klubs, deren Mitglieder sich durch äußerlich zur Schau getragene Abzeichen kenntlich machten. Selbst die Mitglieder solcher Klubs sahen sich zu häufig durch die natürlich in allererster Linie maßgebenden Geschäftsrücksichten gezwungen, Ausnahmen von ihren Grundsätzen und deren Betätigung zu machen. Der dem Traktiersystem zugrunde liegende Zug der Großspurigkeit im amerikanischen Volkscharakter hat sich stets wieder als siegreich erwiesen, so daß man jetzt die — zumeist von den Deutsch-Amerikanern befürwortete — Abweichung davon, das heißt also die verständige deutsche Methode, daß jedermann nur so viel trinkt, als ihm paßt, aber auch selbst dafür bezahlt, spöttisch als „Dutch-treat“, also als „deutsches Traktiersystem“ bezeichnet. Es kommt den guten Leuten dabei gar nicht darauf an, daß Dutch gar nicht „Deutsch“, sondern „Holländisch“ heißt. Bekanntlich nennt der Amerikaner den Deutschen mit Vorliebe „Dutchman“, was aber schließlich doch mehr durch den Wortanklang veranlaßt worden ist, als durch eine gering-schätzende Nebenabsicht.

Jedenfalls muß — wenn in diesem Zusammenhange auch nur beiläufig — betont werden, daß der gebildete Amerikaner den sein Deutschtum hochhaltenden Deutschen weder gering schätzt noch haßt, sondern ihn vielmehr sehr hoch achtet, während er allerdings den Deutschen belächelt, der sein Deutschtum nicht schnell genug abstreifen und nicht hastig genug in die Haut des „echten“ Amerikaners schlüpfen zu können vermeint! . . .

Aber das Traktiersystem ist es nicht allein, welches den amerikanischen „Saloon“ in geradezu herausfordernder Weise zur bequemen Zielscheibe seiner temperenzlerischen, respektive prohibitionistischen Gegner macht. Man kennzeichnet die Eigenart des amerikanischen „Saloon“ dem mit seinen Einrichtungen völlig unbekanntem Deutschen vielleicht am treffendsten dadurch, daß man ihn als das fast in jeder Hinsicht direkte Gegenteil vom deutschen Wirtshause bezeichnet. Im Gegensatz zu der behaglich mit Tischen, Stühlen und womöglich auch noch mit Sofas ausgestatteten deutschen Wirtsstube — ich möchte gern das gräßliche Wort „Restauration“ oder auch das nicht viel schönere „Restaurant“ vermeiden! —, in der die Gäste ruhig und gemütlich Speise und Trank verzehren, ist der „Saloon“ ausschließlich Trinkstube! Und dabei ist der „Saloon“ der Regel nach ganz oder fast ganz ohne Tische und Stühle. Zumeist stehen die Gäste an der „Bar“, d. h. dem Schanktische, wo sie in einem Minimum von Zeit ein Maximum von Getränken hinter die Binde zu gießen erfolgreich bestrebt sind.

Zu essen bestellen kann man sich im „Saloon“ aber nichts. Andererseits gibt es wieder in den amerikanischen Hotels oder Speisehäusern außer Kaffee, Tee, Milch oder Wasser nichts zu trinken. Daraus erklärt sich das Erstaunen der Europa bereisenden Amerikaner über den dort landesüblichen Trinkzwang in den Hotels. Im Grunde genommen ist dieser ja ein ebensolcher Unfug auf der einen Seite, wie es die amerikanischen Trinkverbote auf der entgegengesetzten Seite sind.

Abgeholfen wird dem Mangel eines bestellbaren Imbisses in den amerikanischen „Saloons“ jedoch durch die ganz eigenartige Einrichtung des „Frei-Lunch“ zu gewissen Tageszeiten. Es ist dies eine Einrichtung, über welche sich der „grüne“, d. h. neue Einwanderer zumeist mehr zu wundern pflegt als über alles andere Neue und Eigenartige zusammengenommen! Aber dieser völlig kostenfrei zur allgemeinen Verfügung stehende Imbiß, der aus Brotschnitten, Wurst- und Käsescheiben, Radieschen, Rettichen, grünen Zwiebeln, marinierten Seringen,

Duark, Kartoffel- und Krautsalat usw. usw. besteht, in einzelnen Fällen aber auch warmen Braten und gebratene Austern aufweist, worin dann jeder mit derselben Gabel herumstochert, ist nicht gerade nach jedermanns Geschmack! Auch ist der „Frei-Lunch“ nur als Schmachthappen gedacht und nicht zur Sättigung bestimmt, weshalb die Mehrzahl der Gäste sich ausschließlich an die Getränke hält. Andererseits aber hat diese seltsame Einrichtung schon manchem armen Teufel bei Arbeits- und Verdienstlosigkeit über schlimme Fastenzeiten hinweggeholfen. Verständige Wirte drücken dazu ein Auge zu — eventuell auch beide —, indem sie denken: „Wenn er erst wieder was verdient, kommt er wieder und läßt um so mehr springen!“ In den meisten Fällen scheinen sie damit recht zu behalten.

Wie verhält es sich nun mit den Getränken, die im amerikanischen „Saloon“ zum Ausschank gelangen? In den Städten mit starker deutscher Bevölkerung oder in den hauptsächlich von Deutschen bewohnten Vierteln der anderen größeren oder mittleren Städte bildet ja vornehmlich auch das Bier das Hauptgetränk, sonst kann aber im allgemeinen immer noch der Whiskey als das amerikanische Nationalgetränk gelten. Und während nun das amerikanische Bier im großen ganzen etwa von gleicher Qualität ist wie die deutschen Biere — etwa mit Ausnahme der Münchener und sonstigen besonders guten Exportbiere —, so können die deutschen Spirituosen auch nicht im entferntesten an die Qualität des amerikanischen Whiskey heranreichen. Jedenfalls nicht an den, welcher in allen besseren Trinklokalen verabreicht wird. Daß es auch da sehr verschiedene Qualitäten gibt, versteht sich von selbst. Aber gerade darum, weil der Whiskey soviel besser — und außerdem auch außerordentlich viel stärker ist als der deutsche Schnaps, ist er auch um soviel gefährlicher als jener!

Man muß bei diesem Umstande ein wenig verweilen, weil der Nicht-Amerikaner es meist gar nicht verstehen kann, daß ein kulturell so hochstehendes Volk, wie das amerikanische, sich zum Nationalgetränk den „schönen Schnaps“ erwählen kann! Aber in der Tat unterscheidet sich guter alter „Kentucky Rye“ oder milder alter „Bourbon“ von ostelbischem Kartoffel-Branntwein noch mehr, als etwa Rüdeshheimer oder Johannisberger von Grüneberger oder gar von Bomster Schattenseite! Dabei enthält reiner alter Whiskey über 90 Prozent Alkohol — den kaum $33\frac{1}{3}$ bis 35 Prozent gegenüber, welche beispielsweise der Nordhäuser Kornbranntwein aufzuweisen hat.

Trotzdem vermögen alte Whiskey-Trinker Quantitäten dieses wahrhaftigen Feuerwassers — bei dessen Genuß der dessen Ungewohnte tatsächlich die Empfindung hat, als bewege sich ihm ein Fackelzug die Gurgel hinab! — zu vertilgen, die man nicht für möglich halten sollte. Und zwar scheinbar ungestraft lange Jahre, ja Jahrzehnte hindurch. Daß sich solch Übermaß zumeist aber schwer rächt, braucht wohl kaum erst besonders hervorgehoben zu werden.

Weit verführerischer und weit gefährlicher sind daher auch alle jene zahlreichen echten amerikanischen Mischgetränke (— nicht deren Imitationen! —), in deren Erfindung man drüben ganz Erstaunliches leistet. Sie alle — diese „Cock-tails“, „Whiskey-Punches“, „Gin-Fizzes“, „Mint-Juleps“, „Cherry-Cobblers“, „Floats“, „Sigh Balls“ und wie sie sonst noch alle in ihrer bunten Mannigfaltigkeit heißen mögen! — sie munden ganz vortrefflich und sind wohl auch — maßvoll genossen — keineswegs schädlich, wohl aber sind sie es um so mehr im Übermaße, zu welchem sie durch die milde und mundgerechte Art, in der der gewandte und gut geschulte „Mixologe“ sie herzustellen versteht, in ganz bedenklichem Grade verleiten!

Zudem wirkt der Umstand, daß der amerikanische Saloon ausschließlich von Männern geführt und besucht wird, — ganz im Gegensatz zu der imitierten „American Bar“ nach Berliner und Hamburger Muster, — durchaus nicht veredelnd auf die amerikanischen Trinksitten ein. Nur gerade die alleranrühligsten Saloons machen von der Ausschließung der Weiblichkeit eine Ausnahme. Und diese Ausnahmen sind denn allerdings auch danach. Es sind das solche Lokale, welche in sogenannten besonderen „Wine-Rooms“ — auf „gut Deutsch“ würde man sagen: „Chambres séparées“ — Damen zweifelhaften — oder vielmehr schon nicht mehr zweifelhaften — Charakters und ihrem Anhange Zulatz gewähren. In den meisten Staaten der Union sind solche „Weinzimmer“ aber überhaupt ganz und gar gesetzlich verboten. Wie schon gesagt, muß man stets im Auge behalten, daß sich die deutschen Begriffe „Gasthaus“, „Bierstube“ und meinetwegen auch „Restaurant“ mit den Begriffen „Saloon“ und „Bar-Rooms“ durchaus nicht decken!

Letzteres bestreitet niemand, der je die Gelegenheit gehabt hat, den amerikanischen Saloon mit der deutschen Wirtsstube zu vergleichen. Wiederholt haben mir gegenüber angesehene Anglo-Amerikaner, die von ihrer „europäischen Tour“ zurückkamen, unumwunden ihr Erstaunen über diesen Unterschied ausgesprochen. Unter anderem geschah das von seiten des mir befreundeten texanischen Kongreßmannes James L. Slayden. Auf meine Frage, was ihm in Deutschland am besten gefallen habe, erwiderte Mr. Slayden in wunderlicher Zusammenstellung: Die rationelle deutsche Forstkultur, die deutschen Biergärten und die Fähigkeit der Deutschen, Maß zu halten im frohen und heiteren Lebensgenusse — eine Fähigkeit, die seinen eigenen Landsleuten leider so vollständig abgehe! Die Gattin des genannten Nationalabgeordneten schloß sich dessen Erklärungen begeistert an, konnte sich dann aber nicht enthalten, zu versichern, daß sie in Deutschland aber auch etwas gesehen habe, worüber sie geradezu empört gewesen sei! Sehr bezeichnenderweise war das der Anblick einer zugleich mit einem Hunde einen Wagen ziehenden Botenfrau! Eine alte deutsche Dame, der ich dies kürzlich erzählte, beklagte an dem eben geschilderten Gespann aber weniger die Frau, als den armen Hund! Andere Länder, andere Sitten — andere Anschauungen! —

Wer den vorstehenden ungeschminkten Schilderungen der amerikanischen Saloons und der amerikanischen Trinksitten gefolgt ist, wird wahrscheinlich geneigt sein, die Frage aufzuwerfen: „Nun, warum bekämpft man die als solche erkannten Schäden und Mängel nicht und warum versucht man nicht, eine Reform dieser Bräuche — etwa nach deutschem Muster — anzubahnen?“

Diese Frage liegt zwar nahe, aber ihre Beantwortung ist nicht so leicht. Schon aus dem Grunde nicht, weil den prinzipiellen Feinden der Saloons, also den Prohibitionisten — gar nichts daran liegt, sich für dessen Hebung und Reform zu erwärmen. Lautet doch ihr Feldgeschrei: „The Saloon must go!“, „Die Trinklokale müssen völlig abgeschafft werden, erst dann sind wir zufrieden!“

Auch von der Hebung des Wirtstandes und der Ausmerzung schlechter Elemente aus diesem Stande, an denen es darunter freilich nicht fehlt, will das Programm der amerikanischen Zwangsabstinenzler durchaus nichts wissen. Ihnen ist im Gegenteile alles erwünscht, was ihnen in ihrem Bestreben zu Hilfe kommt, die Wirte zu einer Art von Bürgern zweiter Klasse degradieren zu können. Ihr zielbewußtes Streben geht dahin, nach Möglichkeit alles und jeden anrühlig zu machen und zu deklassieren, was und wer in irgendeinem näheren oder entfernteren Zusammenhange mit dem Schankgewerbe steht.

So demokratisch, so weitherzig man drüben auch in bezug auf die Frage der Zugehörigkeit zur oberen Gesellschaftsschicht denkt und handelt (— an bereits recht weitgehenden Ansätzen zu einer solchen Schichtbildung fehlt es ja schon lange nicht mehr —) und so stark der Besitz dabei natürlich mit in die Waagschale fällt, so kann es dennoch einem wirklichen Dollar-Millionär passieren, daß sein Anspruch auf Zugehörigkeit zur besagten Oberschicht in Zweifel gezogen und abgelehnt wird, wenn sein Millionen-Besitz aus dem Betriebe einer . . . Bierbrauerei herrührt!!

Ein großer taktischer Fehler des liberalen Elements, das natürlich von einer Beschränkung oder gar Unterdrückung der Trinkfreiheit nichts wissen wollte, war es jedenfalls, daß es sich bis ganz vor kurzem lediglich auf die Bekämpfung der Prohibitionsbewegung beschränkte. Man legte dabei gar kein, oder doch nur sehr wenig Gewicht auf die Beseitigung oder auch nur Eindämmung wirklich und unbestreitbar vorhandener Schäden und Mängel in Verbindung mit dem Mißbrauch geistiger Getränke. Solche Beschränkungsmaßregeln wendet man ja auch in den Bundesstaaten des Deutschen Reiches mit Erfolg an. Es sind das beispielsweise Erlasse zum Verbot des Ausschanks an Trunkene oder notorische Trunkenbolde. Erst später befürwortete man auch von seiten der Saloon-Leute derartige Maßregeln, aber da war es schon zu spät, denn da wollten die siegreichen Prohibitions-Fanatiker sich nicht mehr mit dem kleinen Finger begnügen, da verlangten sie schon die ganze Hand!

* * *

Ist nun auch die Prohibitionsbewegung in den Vereinigten Staaten durchaus nichts Neues, so beschränkte sie sich doch bis zur Zeit des großen Bürgerkrieges eigentlich nur auf die sechs Neu-England-Staaten, die sogenannten „Yankee“-Staaten. In Deutschland pflegt man irrtümlicherweise jeden Amerikaner als „Yankee“ zu bezeichnen, allein in Wirklichkeit beschränkt sich diese Bezeichnung ausschließlich auf die Bewohner der Staaten Maine, New Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island und Connecticut, also derjenigen ältesten Gebiete der Vereinigten Staaten und ehemaligen britischen Kolonien, in welchen der Einfluß der Puritaner am stärksten und nachhaltigsten war und es auch geblieben ist.

Aber auch noch fast zwei Jahrzehnte nach der Beendigung des Bürgerkrieges zwischen den Nordstaaten und den Südstaaten beschränkte sich der Einfluß der Prohibitions-Fanatiker außer den Neu-England-Staaten eigentlich nur auf einige wenige andere Staaten, nach welchen — wie beispielsweise Kansas und Iowa — in der Zwischenzeit die Einwanderung aus jenen sechs Yankee-Staaten eine sehr starke gewesen war.

Aber in diesen beiden Staaten, besonders in dem reichen, aber nur verhältnismäßig wenig größere Städte aufweisenden Ackerbaustaate Kansas, zeigten sie sofort, mit welcher rücksichtsloser und despotischer Gewalt sie voranzugehen entschlossen waren, um der „Herstellung, dem Transport, Verkauf und Ausschank geistiger Getränke“ definitiv ein Ende zu machen, und zwar nicht nur unter Androhung, sondern unter rücksichtslosester Verhängung und Vollstreckung geradezu drakonischer Strafen.

Die Form, in welcher die Prohibition, d. h. also die gesetzlich zur allgemeinen Durchführung gebrachte allgemeine Zwangs-Abstinenz, in Szene gesetzt wird, ist zumeist die der Unterbreitung eines in diesem Sinne gehaltenen Zusatzes, respektive Amendments, zur Verfassung des betreffenden Staates zur Volksabstimmung.

Was den arglosen Nichtkenner amerikanischer Verhältnisse und Auffassungen dabei am meisten wundernehmen muß, das ist die glatte und schlanke Art und Weise, wie man da um den schroffen Konflikt zwischen der Bundesverfassung und den auf solche Weise abgeänderten Staats-Verfassungen herumkommt! Solche Widersprüche sind im Verfassungsleben des Deutschen Reiches und auch in dem aller anderen europäischen, oder doch wenigstens westeuropäischen, Länder einfach undenkbar! —

Denn während die amerikanische Bundes-Verfassung die Whiskey-Brennerei, die Bierbrauerei und das Schankgewerbe durch die Erhebung von Spirituosen- und Biersteuern — und zwar in einer Höhe, gegen welche die entsprechenden deutschen Steuern geradezu bagatellenhaft erscheinen müssen! — ganz direkt legalisiert, verbieten die betreffenden Einzelstaaten jene Betriebe und Berufe und erlassen drakonische Gesetze zu ihrer Nüchtung und zu ihrer Unterdrückung!

Dieser Widerspruch führt aber noch zu weiteren Absonderlichkeiten, die dem uneingeweihten oberflächlichen Beobachter völlig unerklärlich erscheinen müssen. So werden nämlich selbst in den Prohibitionsstaaten nach wie vor Bundes-Schanklizenzen ausgestellt! Das beweist also schon an sich, daß trotz der drakonischen Verbote und trotz des damit zusammenhängenden Verfolgungs-, Unterdrückungs- und Spionage-Systems in jenen Staaten der Union der berühmte „Paragraph 11“ nach wie vor in Geltung bleibt, wenn auch natürlich nur — heimlich!

Die Bundes-Lizenz, den von der Bundesregierung ausgestellten Ausschank-Berechtigungschein, lösen die berufsmäßigen Übertreter der Staatsgesetze aber wohlweislich schon aus dem Grunde, weil erfahrungsgemäß mit dem „Uncle Sam“ (wie man die Bundesregierung drüben ganz allgemein nach den üblichen Abkürzungs-Initialen von „United States“ zu nennen pflegt) sehr schlecht Kirsch enfen ist, während man weiß, daß es schlimmstenfalls immer — oder doch meistens — Mittel und Wege gibt, um sich mit den Staatsbehörden auseinanderzusetzen oder vergleichsweise zu verständigen.

Woraus also in erster Linie hervorgeht, daß „die Prohibition nicht prohibiert“, das heißt also, daß an die Stelle des offen betriebenen, verhältnismäßig leicht zu kontrollierenden und regulierenden Ausschanks von Bier und Schnaps (Wein wird in den Vereinigten Staaten in kaum nennenswertem Umfange getrunken) der heimliche Suff tritt, der aus dreifachen Gründen um so verwerflicher, gefährlicher und gemeinschädlicher ist: weil er weder kontrollierbar noch regulierbar ist; weil dabei der Schnapskonsum des leichteren und bequemeren Transports und Versteckspiels wegen steigt, während gleichzeitig der Bierkonsum entsprechend sinkt; drittens aber weil dadurch ein jämmerliches Heuchelsystem großgezüchtet wird, durch welches die Volksmoral noch weit schlimmer vergiftet und verseucht wird, als das durch den Schnapsteufel selbst jemals geschehen könnte!

Eine vierte schlimme Folge hat dieses System der Heimlichkeit und Heuchelei noch insofern, als der Schaden, den die Klassen der Prohibitionsstaaten durch den Wegfall der sehr hohen kommunalen und staatlichen Schankgewerbesteuern erleiden, ein sehr beträchtlicher ist. Natürlich muß dieser Ausfall durch andere, für die Steuerzahler viel empfindlichere Besteuerungsformen ausgeglichen werden.

Aber trotz aller dieser Schattenseiten und offenkundigen Mißerfolge der Prohibition — die eigentlich auch auf prohibitionistischer Seite selbst niemand ernstlich in Abrede stellt — hat diese Bewegung gerade im letzten Jahrzehnt einen ganz erstaunlichen Aufschwung genommen. Dieser Aufschwung muß für alle ganz unbegreiflich sein, welche niemals Gelegenheit gehabt haben, einen

Einblick zu gewinnen in die unglaublich emsig betriebene und ganz vorzüglich organisierte Wühlarbeit der „Wasserheiligen“ — ein Eifer, eine Emsigkeit und eine Zielbewußtheit, an der sich die Anti-Prohibitionisten oder die „Vorkämpfer für die persönliche Freiheit“ — wie sie sich lieber nennen lassen — ein Beispiel zur Nachahmung nehmen sollten.

Statt dessen bekämpfen sie sich noch untereinander. Geradezu schmachvoll ist es, daß diese doch wirklich sehr ernste Prinzipienfrage sogar noch zu einem äußerst schmutzigen Interessentkampf geführt hat: nämlich zu einem Konflikt zwischen den Vertretern der Whiskey-Interessen auf der einen und der Bier-Interessen auf der andern Seite.

Man sollte doch meinen, unter diesen beiden Interessengruppen bestünde gegenüber der gemeinsamen ersten Gefahr der Vernichtung ein festes Solidaritätsbewußtsein. Aber weit gefehlt! Denn während die amerikanische Brauindustrie durch den Siegeslauf der Prohibitionsbewegung tatsächlich mit der völligen Vernichtung bedroht wird, schießt sich die Brennerei-Industrie schon jetzt kaltlächelnd an, das Erbe der abgemurksten Brauer anzutreten. Der Transport der umfangreichen und schweren Biertonnen und des zur Kühlung erforderlichen Eises läßt sich nicht heimlich und verstohlen betreiben, wohl aber läßt sich jederzeit eine Kiste mit einem halben Duzend Flaschen Whiskey — natürlich unter falscher Deklaration — auch noch nach dem ärgsten Prohibitionsdistrikt einschmuggeln. Bier muß, um genießbar zu bleiben, immer frisch sein, Schnaps dagegen hält sich auch unter den ungünstigsten Verhältnissen. Bier muß offen und ehrlich getrunken werden, der Schnaps dagegen läßt sich bequem überall heimlich einführen, und wenn es in einem hohlen Spazierstock sein muß, oder gar in einer Blech-Alttrappe in der Form und mit der Aufschrift der . . . Bibel — eine Raffiniertheit der Heuchelei, zu welcher es der amerikanische Geschäftssinn tatsächlich gebracht hat!

Gerade im letzten Jahrzehnt war es aber besonders der Süden der Vereinigten Staaten, in welchem die Prohibitionsbewegung erstaunliche Fortschritte erzielte, obwohl sich bis dahin gerade der Boden der ehemaligen Sklavenstaaten als wenig aufnahmefähig für die Saat der neuen Fanatismus-Sklaverei erwiesen hatte.

Wie zielbewußt die Wasser-Enthusiasten vorgehen, zeigte sich dort im Süden gerade damals, als ihre Bestrebungen zur Einführung der Staats-Prohibition lange Jahre völlig erfolglos geblieben waren. Sie verfuhr nach dem Grundsatz: „Divide et impera!“, als sie die — von ihrem Standpunkte aus betrachtet — geniale Idee der „Lokal-Option“ ausheckten! Konnte man die Einführung der Prohibition für den ganzen Staat nicht durchsetzen, so beschränkte man sich vorläufig auf die lokale, örtlich begrenzte Annahme und Einführung des neuen Planes für bestimmte Distrikte, zumeist auf die „Counties“ oder „Grafschaften“, die etwa den preußischen „Kreisen“ entsprechen.

Mit dieser „Lokal-Option“-Bewegung erzielten die Prohibitionisten aber Erfolge, die ihre eigenen Erwartungen wahrscheinlich selbst noch bei weitem übertrafen. Es ergab sich nämlich, daß bei den zu diesem Zwecke vorgenommenen Abstimmungen selbst vielfach solche Leute für die lokale Unterdrückung des Getränkehandels stimmten, die von der Staats-Prohibition prinzipiell nichts wissen wollten.

So unlogisch und inkonsequent nun auch eine solche Haltung und Auffassung ist, so hat mir doch einmal ein möglichst einwandfreier Zeuge dargelegt, wie eine solche Inkonsequenz immerhin entschuldbar, oder doch allermindestens erklärlich erscheinen kann. Ich war bei Gelegenheit eines deutschen Sängers-

festes in der wunderhübschen deutsch-texanischen Kolonie Friedrichsburg nach dem nördlich davon — ziemlich weltabgeschiedenen Orte Loyal Valley geraten, wo damals noch — es war zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — der hochbetagte Mr. Meusebach — eigentlich Freiherr Otfried von Meusebach — wohnte. Es war dies eins der ehemaligen Mitglieder, und zwar wohl das tüchtigste und ausdauerndste, des alten Mainzer Adelsvereins, der Mitte der vierziger Jahre den etwas phantastischen Plan gefaßt hatte, eine große deutsche Kolonie in Texas zu gründen — wahrscheinlich als Bufferstaat zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. Meusebach hatte damals wenigstens das greifbare Resultat erzielt, die heute ansehnlich emporgeblühte Stadt Friedrichsburg zu gründen. Als ich damals Herrn von Meusebach besuchte, kam unter anderem das Gespräch darauf, daß seit kurzem in Mason County, dem Kreise, zu dem Loyal Valley gehört, Lokal=Option eingeführt worden sei. Ich verfehlte nicht, meiner Entrüstung darüber lebhaft Ausdruck zu verleihen, war aber nicht wenig darüber erstaunt, als mir der alte Herr erwiderte: „Sehen Sie, junger Freund (— so nannte er jeden, der unter fünfzig zählte —), in der Theorie haben Sie ja vollständig recht, aber können Sie es mir wohl glauben, daß ich selbst diesmal auch mit für Lokal=Option gestimmt habe?“ Noch bevor ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte, führte mich der alte Herr an die Tür eines zu seinem Anwesen gehörenden Nebengebäudes. Er deutete mit dem Zeigefinger auf ein paar dunkle Flecke an jener Tür und fragte mich dann: „Für was halten Sie das?“ Bei näherer Prüfung ergab sich von selbst die Antwort: „Das scheinen Kugellöcher zu sein!“ „Ja“, erwiderte der Greis, indem er lachend mit dem weizmähnigen Haupte nickte, „das scheinen sie nicht nur zu sein, sondern das sind Kugelspuren!“ „Früher,“ fuhr er dann erläuternd fort, „als wir hier noch Saloons im County hatten, kamen die Cowboys aus dem weiten Umkreise hierher, einzeln und truppweise, pumpten sich voll Whiskey, und wenn dann der Mut in der Brust seine Spannkraft übte, dann galoppierten sie nachts durch den Ort und feuerten zum Vergnügen rechts und links in die Häuser. Und weg waren sie dann nachher wieder und niemand konnte dafür zur Rechenschaft gezogen werden, was sie angerichtet hatten. Da konnte man's dann erleben, daß einem des Nachts im Bette die Kugeln um die Ohren pfffen — eine Situation, die höchst unbehaglich ist. Glauben Sie mir, junger Freund, jetzt, seitdem wir hier Lokal=Option haben, ist das alles anders geworden.“

Ja, das hat, wie ein alter Freund von mir zu sagen pflegte, „so alles seine zwei bis siebenzehn Seiten!“

Aber trotz alledem hat eine Notmaßregel, die in weltentlegenen Gegenden ohne allen Polizeischutz noch eine gewisse Entschuldigung haben mag, jedenfalls keine Berechtigung in großen modernen Städten und Verkehrszentren, wo alle erforderlichen Vorkehrungen zur Verhinderung aller Ausschreitungen in überreichlichem Maße vorhanden sind.

Dafür, daß Lokal=Option und Prohibition generell so ziemlich gleich sind, spricht unter anderem auch der Umstand, daß die eine genau dasselbe Heuchelsystem großzüchtet wie die andere. Den Beweis dafür habe ich wiederholt selbst erlebt, selten freilich in solch drastischer Weise, wie einst auf einer texanischen Farm, auf die mich vor Jahren der Zufall verschlug. Auf der Farm wohnte ein altes Ehepaar mit zwei erwachsenen Söhnen, von denen sich der ältere erst unlängst verheiratet hatte. Die Leute waren, wie ich bald erfuhr, strenge Presbyterianer, also natürlich auch strikte Abstinenzler. Man lud mich freundlich

und zuvorkommend zum Essen ein, einem recht schmackhaften Mahle, bei dem neben dem Putenbraten die „Süßkartoffeln“, das heißt Bataten, sowie Tomaten die Hauptrolle spielten und wobei man als Tafelgetränk die reiche Auswahl zwischen Kaffee, Milch, Buttermilch und Wasser hatte. Nach Beendigung des Mahles führte mich der alte Farmer in seine Stube, mit dem Bemerken, er wolle mir ein interessantes Buch zeigen, das ihm unlängst ein alter Freund und Kriegskamerad von der Konföderation her aus San Antonio geschickt habe. In Wirklichkeit aber zog er aus dem Wandschrank mit verständnisvollem Lächeln augenblinzeln eine Flasche Whiskey hervor und zwei Gläser. Während er einschenkte, sagte er wie zur Entschuldigung: „Wir sind ja freilich strenge Temperenzleute, aber so eine kleine Herzstärkung kann doch ab und zu nicht schaden, wissen Sie. Aber das braucht nicht jedermann zu wissen, besonders die jungen Leute nicht. Sie verstehen das doch?“ Ich wußte das, verstand das und . . . trank. Der strenge Temperenzmann war offenbar Kenner. Der alte „Kentucky Rye“ war gut. Nachdem wir uns auf dem Tische noch vom Stande der Baumwolle überzeugt hatten, wurde der Alte von einem Neger angehalten, welcher ein Anliegen an ihn hatte. Da rief mir der ältere Sohn zu, ich möchte doch mal zu ihm in die Kuh-Penne kommen, er wolle mir seine neueste Akquisition zeigen, eine ganz echtraffige wunderschöne Jersey-Kuh. Als ich aber seinem Wunsche nachkam, ließ er die rehfarbene Milchspenderin mit den schwermütigen Augen ganz unbeachtet, schritt vielmehr zum Kornhaus und holte aus einer deckenumhüllten großen Kiste einen umflochtenen „Demitjohn“ hervor. „Ich habe wohl gemerkt, Sir,“ sagte er, „daß Ihnen die Buttermilch nicht geschmeckt hat, die Ihnen meine Frau einschenkte. Aber hier habe ich was, was Ihnen besser schmecken wird. Es ist Peach-Brandy, den unser deutscher Nachbar Schneider — er sagte natürlich: Sneider — selbst gemacht und wovon er mir eine Gallone abgelassen hat. Wir sind ja zwar strenge Prohibitionisten, aber ab und zu will man doch auch etwas Stärkeres haben als Wasser. Sie begreifen das?“ Ich begriff das und . . . trank. Trank den schweren, nach bitteren Mandeln schmeckenden und dem badischen Kirscheis und dem Skiwowitz ähnelnden Pfirsichschnaps, von dem mir der Wackere einen reichlichen halben Tassenkopf eingegossen hatte. Er verfehlte auch nicht, mir Bescheid zu tun. Aus seiner „Hälfte“ wurden aber reichliche zwei Drittel. Kaum waren zehn Minuten verflossen, da kam Charley, der jüngere Bruder, und fragte mich, ob ich mir nicht mal seine Sammlung von Indianer-Pfeilspitzen ansehen wolle. Warum denn nicht? In seiner Stube brachte er eine große alte Pappschachtel zum Vorschein, in der sich auch wirklich ein paar Hände voll alter, meist zerbrochener Feuersteinspitzen befanden, wie man sie heute noch in Texas häufig finden kann, namentlich an Flußufern oder Bachrändern, wo die Squaws die Pfeil- und Lanzenspitzen mit Hilfe von Feuer und Wasser aus dem spröden Gestein herstellen mußten, wobei sie die zahlreichen miskratenen natürlich liegen ließen. Aber ich merkte schon, daß die Pfeilspitzen genau so wie das interessante Buch und die echte Jersey-Kuh nur Vorwand waren. Charley brachte denn auch sofort verschmitzt schmunzelnd eine Flasche „Old Tom Gin“ zur Stelle, entkorkte sie und reichte sie mir. Ein Glas habe er nicht, entschuldigte er sich, aber er möchte auch keins aus der Küche holen, „die Alte ist so ein bißchen wunderbar, wissen Sie!“ Aber es ginge ja auch schließlich so, meinte er. Seitdem er im vorigen Jahre die Grippe (— oder vielmehr „die La Grippe“, wie man in den Vereinigten Staaten spaßigerweise zu sagen pflegt —) gehabt habe, sei er mit seinen Nieren nicht ganz zufrieden und dagegen gebe es bekanntlich

nichts Besseres als Wacholderschnaps! „Glauben Sie das nicht auch?“ schloß er. Ich glaubte das natürlich auch und trank möglichst vorsichtig aus der Flasche, um mich nicht zu verschlucken. Er selbst aber nahm, ganz ohne sich zu verschlucken — einen Zug, der so kräftig war, daß er auf große Erfahrung schließen ließ in bezug auf die „Sternguckerei“ — wie man drüben diese Trinkmethode zu nennen pflegt. Kurz bevor ich dann den Wagen zur Weiterfahrt besteigen wollte, rief mich noch die alte Dame ins „Parlor“, die „gute Stube“. Sie sagte, solange noch andere in Hörweite waren, sie hätte erfahren, daß ich mit der Familie Taylor in der nahen Stadt bekannt sei und da möchte ich ihr doch mal erzählen, wie es denn der guten alten Mrs. Taylor gehe, mit der sie früher so intim verkehrt hätte, die sie nun aber schon solange nicht mehr gesehen habe. Ich ahnte sofort, daß die gute alte Mrs. Taylor auch in die Kategorie der interessanten Bücher, Jersey-Kuh und Pfeilspitzen gehöre und meine Ahnung betrog mich auch durchaus nicht. Es dauerte gar nicht lange, da brachte sie, verlegen hüstelnd, eine vierkantige braune Flasche zum Vorschein und zwei Gläser, in die sie eine wasserhelle Flüssigkeit füllte. Der Erklärung, daß dies „Sostetter Bitters“ sei, hätte es für mich nicht erst bedurft, ich hatte das schon an dem mit dem Drachen kämpfenden Ritter Georg auf der Flasche gesehen. Befagter Drache soll vermutlich die Malaria versinnbildlichen. „Sehen Sie,“ fügte die alte Dame ihrer Erläuterung bei, „in unserer Gegend kann man sich gar nicht genug vor dem Wechselfieber in acht nehmen und da ist nun nichts besser dagegen als dieses „Tonic“. Aber mein Alter braucht das nicht zu wissen, der macht dann bloß immer so schöne Bemerkungen, weil wir doch solche strenge Temperenzleute sind.“ Ich beteuerte, daß ich verschlossen sein werde wie das Grab. Als ich dann aber wegfuhr, war mir doch einigermaßen wirbelig zumute. So viel Alkohol, in solch verschiedenerlei Gestalt, hatte ich mir gewiß und wahrhaftig in langer Zeit nicht einverleibt, wie in diesem „Hause der striktesten Abstinenz“ in der denkbar kürzesten Spanne!

Von ähnlichen Erlebnissen wird wohl so ziemlich jedermann zu berichten haben, der bei langjährigem Aufenthalte in den Vereinigten Staaten Gelegenheit gehabt hat, durch Prohibitionsstaaten oder durch Lokal-Optionsgenden zu reisen.

Heinrich Heine, der Vielgeschmähte, Vielverehrte und noch mehr Zitierte, behält immer noch recht mit seinem allbekanntesten Aussprüche: „Ich weiß, sie trinken heimlich Schnaps und predigen öffentlich Wasser!“

Obgleich nun aber jedermann weiß, wie heuchlerisch das ganze System ist, und obwohl auch niemand die Tatsache bestreitet, daß „die Prohibition nicht prohibiert“, dauert der Siegesmarsch der Prohibitionsbewegung in geradezu unheimlichem Tempo fort.

Gegenwärtig ist von ihm am schärfsten bedroht der größte aller Unionsstaaten, der Staat Texas, der noch bis vor einem Jahrzehnt vor den „Segnungen“ der Wasserapostel völlig sicher zu sein schien, und zwar hauptsächlich infolge seiner kosmopolitischen Bevölkerungszusammensetzung. Auch jetzt noch würde West-Texas für sich allein vor besagten Segnungen völlig sicher sein, da dort die Deutschen und die Mexikaner die ausschlaggebende Rolle spielen — erstere besonders, obwohl die deutsche Einwanderung während der letzten Jahrzehnte fast gänzlich aufgehört hat.

Die Erbitterung, welche unter den anti-prohibitionistischen Bevölkerungsteilen von West-Texas über die drohende Prohibitionsknebelung herrscht, ist aber so groß, daß bereits allen Ernstes das Projekt einer Teilung des Staates Texas aufgetaucht ist, wozu allerdings die seinerzeit bei der Aufnahme der Republik

Texas als Staat in die Union festgesetzten Bedingungen und Bestimmungen auch die geeignete Handhabung bieten.

Selbstverständlich handelt es sich bei der Prohibitionsbewegung nicht nur um moralische und ethische Fragen, sowie um politische, wie es der Zusammenhang mit dem Steuer- und Abgabewesen mit sich bringt und wie es unter anderem auch das texanische Staatsteilungsprojekt zeigt, sondern es handelt sich dabei auch nicht zum wenigsten um schwerwiegende materielle Interessen.

Im Gegensatz zu dem in Deutschland vorherrschenden Stande der Dinge, wo jede kleine Stadt, ja manche Dorfschaft ihre eigene Brauerei hat, herrscht in den Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der Brauindustrie fast ausschließlich der konzentrierte Großbetrieb vor. In dieser Industrie sind aber in der Union ganz ungeheure Werte angelegt, Werte, welche bei der Einführung der Staatsprohibition mit einem Federstriche vernichtet werden würden. Sind doch Milwaukee und St. Louis — trotz München — die größten Braustädte der Erde, und haben doch selbst im fernen Westen einige Städte — wie beispielsweise das schöne alte San Antonio — eine Stadt von über 100 000 Einwohnern — Braubetriebe aufzuweisen, die Tausenden von Menschen die Existenzbedingungen liefern. All diesen Tausenden würde aber einfach die Existenzberechtigung durch Majoritätsbeschluß wegdekretiert, wenn es den Prohibitionisten gelänge, bei der aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstehenden Volksabstimmung die Mehrheit zu erzielen!

Man sieht, zu welchen Ungeheuerlichkeiten das an sich richtige demokratische Prinzip der Majoritäts-Herrschaft in der Übertreibung nicht nur theoretisch führen kann, sondern in dem vielgerühmten „Land der Freiheit“ tatsächlich geführt hat, fortwährend führt und aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch weiter führen wird!

(Fortsetzung folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 2. Juli 1910.

Die neuesten Veränderungen an leitenden Stellen.

Dem neulich hier besprochenen Ministerwechsel ist eine neue Serie von Veränderungen gefolgt, deren allgemeine Bedeutung nicht noch einmal auseinandergesetzt zu werden braucht, weil es sich um die Ausführung desselben Grundgedankens handelt. Dagegen ist über die Persönlichkeiten der scheidenden und der kommenden Männer einiges zu sagen.

Daß Herr v. Rheinbaben als Finanzminister gehen sollte, lag keineswegs in dem ursprünglichen Plan des Ministerpräsidenten. Aber der Finanzminister selbst hielt, als durch den Einzug des Herrn v. Schorlemer in das Ministerium das Oberpräsidium der Rheinprovinz frei wurde, den Augenblick für gekommen, sich auf einen ruhigeren Posten zurückzuziehen, der seinen besonderen Wünschen entsprach. Das kann man durchaus verstehen und würdigen, und es ist mindestens richtiger, als wenn man die Amtsmüdigkeit des Herrn v. Rheinbaben aus dem Unbehagen über die Angriffe des Herrn v. Gwinner im Herrenhause oder aus